

mann an sehr vielen und zudem sehr prominenten Stellen (s. Kap. III.17). Insofern hat Hoffmann mit der kleinen Brief-Novelle ein gängiges Thema variiert und auf eine kritische Wissenschaftssatire zugespielt (vgl. Beardsley 1985, 300 ff.): *Haimatochare* handelt von der Eitelkeit der Forscher, denen ihr eigener Ruhm wichtiger ist als der Fortschritt der Wissenschaft, und vom Scheitern eines europäischen Klassifikationssystems, das die irritierende Schönheit eines unbekanntem Lebewesens nicht zu integrieren vermag.

Über diesen satirischen Zug hinaus gewinnt Hoffmanns Text analytische Schärfe indes vor allem dort, wo die Themen des Kolonialismus und der Zoologie aufeinander bezogen sind. Sichtbar wird dies z. B. in der Einordnung *Haimatochares* als »ganz neue Gattung« zwischen zwei bekannten Gattungen, zwischen »*pediculus pubescens*«, die auf dem Menschen lebe, und »*nirmus crassicornis*« (DKV III, 678), die auf Ente, Gans und Huhn zu finden sei. Zum einen zeigt sich in dieser Einordnung ein erkenntnistheoretisches Problem: Man kann das Unbekannte nur mit Hilfe des schon Bekannten erkennen – und muss es genau deshalb verkennen. Zum anderen verweist diese Einordnung aber auch auf eine konkrete, historische Realität: auf die Mitwirkung von Tieren im imperialistischen Prozess der Kolonialisierung. Als Cook 1778 auf Hawaii landet, lassen er und seine Mannschaft dort nicht nur Schweine und Ziegen zurück, sondern, so notiert schon Chamisso (1821, 145), auch »unsere Hausmaus [...], wie sich auch der Floh, Blatta-Arten und andere schädliche Parasiten eingefunden haben«. Unter diesen »anderen schädlichen Parasiten« waren auch Läuse, die ihrerseits Träger von Geschlechtskrankheiten sein können. An Geschlechtskrankheiten sind in den 80 Jahren nach Cooks Landung schätzungsweise 240.000 von 300.000 Einwohnern Hawaiis gestorben. Die Assoziation einer Laus mit einer Liebeszene, die Hoffmann in *Haimatochare* vornimmt, rückt vor diesem Hintergrund in ein neues Licht. Zusätzlich kompliziert wird die Lage dadurch, dass es im Jahr 1819 schon längst nicht mehr von vornherein klar ist, ob es sich bei *Haimatochare* um eine endemische oder eine invasive Tierart handelt, ob Menzies und Broughthon sich also tatsächlich vom Fremden betören lassen oder schlicht von einem heimlichen europäischen Exportprodukt. Die Laus *Haimatochare* – aus dem Griechischen zu übersetzen mit: »die Freude am Blut hat« – wird damit lesbar als materielle Metapher für die Risiken und Nebenwirkungen des interkontinentalen Kontakts.

Literatur

- Beardsley, Christa-Maria: *E. T. A. Hoffmanns Tierfiguren im Kontext der Romantik. Die poetisch-ästhetische und die gesellschaftskritische Funktion der Tiere bei Hoffmann und in der Romantik*. Bonn 1985.
- Chamisso, Adelbert von: *Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungs-Reise. Unternehmen in den Jahren 1815 – 1818 auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers Grafen Romanzoff [...]*. Weimar 1821.
- Dunker, Axel: Die schöne Insulanerin. Kolonialismus in E. T. A. Hoffmanns Südseerzählung *Haimatochare*. In: *Dvjs* 76/3 (2002), 386–402.
- Dürbeck, Gabriele: Ambivalente Figuren und Doppelgänger. Funktionen des Exotismus in E. T. A. Hoffmanns *Haimatochare* und A. v. Chamisso's *Reise um die Welt*. In: Alexandra Böhm/Monika Sproll (Hg.): *Fremde Figuren*. Würzburg 2008, 157–182.
- Moore, Anneliese W.: Hawaii in a nutshell. E. T. A. Hoffmann's *Haimatochare*. In: *The Hawaiian Journal of History* 12 (1978), 13–27.
- Weinstein, Valerie: Capturing Hawai'i's rare beauty. Scientific desire and precolonial ambivalence in E. T. A. Hoffmann's *Haimatochare*. In: *Women in German Yearbook* 18 (2002), 158–178.

Roland Borgards

9.3 Die Marquise de la Pivardiere (Nach Richer's Causes Célèbres) (1820)

Entstehung und Forschung

Hoffmann schrieb den für den Komplex der erzählten Kriminalität bedeutsamen, aber von der Forschung bisher nur am Rande beachteten Text im ersten Halbjahr 1820. Am 23. Dezember 1819 versprach Hoffmann Carl Friedrich Enoch Richter, dem Herausgeber des *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1821*, den Text, dessen Manuskript er ihm am 13. Juli 1820 übersandte, so dass er noch im selben Jahr erschien. Wie der Untertitel angibt, bezieht sich Hoffmann auf eine Erzählung aus den berühmten *Causes célèbres et intéressantes* des Gayot de Pitaval, die dieser seit 1734 herausgab und die seitdem als unterhaltsame Sammlung juristischer Fälle in vielfältigen Bearbeitungen neu aufgelegt wurden. Eine Neubearbeitung des Pitaval stammt von dem in Hoffmanns Untertitel erwähnten François Richer (in 22 Bänden seit 1772). Die Pitaval-Geschichte, auf die Hoffmann sich in *Die Marquise de la Pivardiere* bezieht, findet sich auch in deutschen Pitaval-Bearbeitungen, so in der vierbändigen Ausgabe *Sonderbare und merkwürdige Rechtsfälle* in der Übersetzung von Carl Wilhelm Franz, die zwischen 1782 und 1792, sowie in der von Friedrich Immanuel Niethammer

übersetzen und mit einem Vorwort von Friedrich Schiller versehenen vierbändigen Ausgabe *Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit*, die zwischen 1792 und 1795 erschien. Welche Ausgabe Hoffmann benutzt hat, ist nicht mit Sicherheit geklärt, einige plädieren aufgrund des Titels für die Benutzung der französischen Ausgabe (vgl. Achermann 2010, 231), andere halten die Verwendung einer der deutschen Bearbeitungen für wahrscheinlicher (vgl. Toggenburger 1983, 146). Nimmt man die Schreibweise des Namens »Pivardiere« als Kriterium, wäre am ehesten die Version in der Sammlung von Franz plausibel, da nur hier der Name im Text ohne Accent grave auf dem »e« geschrieben wird. Hoffmann hat diese Sammlung auch als Quelle für *Das Fräulein von Scuderi* genutzt (vgl. Kommentar DKV III, 1134).

Der vergleichende Blick auf die Vorlage führt bereits ins Zentrum der Hoffmannschen Erzählung: Sie fragt nach der narrativen respektive phantasmatischen Konstruktion des Zusammenhangs von Lebensgeschichte und Verbrechen. Die sehr ausführliche Geschichte mit dem Titel *Histoire de la Pivardière* (Richer) bzw. *Geschichte des Herrn de la Pivardiere* (Franz) kreist dagegen um das Kuriosum, »daß hier wegen eines Gegenstandes, zweyen Untersuchungsprozesse geführt wurden, deren einer dem anderen ganz gerade entgegen lief. Durch den einen wollte man herausbringen, Hr. de la Pivardiere sey von seiner Gattin und dem Prior von Miseray ermordet worden, durch den anderen sollte im Gegentheile dargethan werden, daß dieser nehmliche Hr. de la Pivardiere noch lebe« (Franz 1783, 39). Die Pitaval-Erzählung zeigt, dass diese Merkwürdigkeit einerseits auf den breit ausgeführten Zuständigkeitsstreitigkeiten der verschiedenen Gerichtsbarkeiten und Gerichtsinstanzen beruht, und andererseits darauf, dass zunächst für beide Versionen Beweise bzw. Aussagen vorzuliegen scheinen: »Es war so gefährlich zu glauben, daß Hr. de la Pivardiere sey ermordet, als anzunehmen, er lebe noch« (ebd., 114). Das Thema bei Pitaval ist, vom Ende her formuliert, die Frage, »wie es möglich war, daß man Beweise zu einem Verbrechen finden konnte, das niemals begangen worden war« (ebd., 118 f.). Hoffmann nimmt diese Frage auf, bezieht sie aber nicht allein auf das Zustandekommen der irreführenden Zeugenaussagen bzw. auf die Verhörmethoden der Untersuchungsrichter, sondern auf die doppelte Lesbarkeit der Lebensgeschichte der vermeintlichen Täterin, die er in den Kriminalfall einführt und für die es in der Vorlage keine Entsprechung gibt.

Geschichte und Vorgeschichte

Die Erzählung beginnt mit einem Salongespräch über den Mord eines Mannes »gemeinen Standes« (DKV III, 730) an seiner Braut, den die Anwesenden mit der sozialen Verortung des Mörders erklären. In dieser Theorie wird die Gesellschaft aber durch die Nachricht über einen weiteren Mord irritiert, der am Marquis de la Pivardiere begangen worden sei. Während man sich sofort voller Mitleid über die hinterbliebene Ehefrau ergeht, wird berichtet, dass gerade diese so geistreiche tugendhafte Adlige den Mord zusammen mit ihrem Beichtvater Charost begangen habe, was alle Verbrechenstheorien im allgemeinen Entsetzen verstummen lässt. Übergangslos folgt dann die Erzählung der Lebensgeschichte der Marquise, die durch diese Situierung und Kontextualisierung den Status einer zum Verbrechen gehörenden *Vorgeschichte* erhält, im Sinne einer sozusagen tieferblickenden kriminalpsychologischen Begründungsgeschichte für ein auf der Oberfläche grundlos und unwahrscheinlich erscheinendes Verbrechen (s. Kap. III.18). Damit spielt Hoffmann auf Kriminalerzählungen um 1800 an, die, wie etwa Schiller oder August Gottlieb Meißner (1800, 86), häufig das Paradox des tugendhaften Verbrechers bereits im Titel ausstellen: »Blutschänder, Feueranleger und Mörder zugleich, den Gesetzen nach, und doch ein Jüngling von edler Seele«.

Erzählt wird bei Hoffmann ein Familienroman der Neurotikerin avant la lettre, d. h. die im Hinblick auf Geschlechtsidentität und Begehren (s. Kap. III.7) nicht-normale Sozialisationsgeschichte der Marquise. Der Vater ist bemüht, ihre Weiblichkeit sowie ihr auf Männer gerichtetes Begehren im Keim zu zerstören. Das gelingt freilich nicht völlig, denn intensiv wird Franziska in ihrer Jugend – in der Begegnung mit dem jungen Charost – vom Begehren bedrängt, kämpft dieses aber nieder und heiratet nach dem Tod des Vaters, von der Gesellschaft gedrängt, schließlich den (sich bewusst asexuell gebärdenden) Marquis de la Pivardiere, gleichsam als Doppel ihres Vaters. Als die Marquise nun einerseits erfährt, dass Charost, der durch Zufall ihr neuer Beichtvater wird, ihr damals Briefe geschrieben hatte, die der Vater vermutlich unterschlagen hatte, und andererseits, dass ihr Mann hinter ihrem Rücken ein Doppelleben mit einer anderen Frau führt, steigert sich ihre Wut auf den Vater zum »entschiedensten Haß« (DKV III, 747) auf den Ehemann. Nach seiner Rückkehr von einer Reise droht sie ihm vor Zeugen Rache an: »Elender Heuchler. Bald wirst du erfahren, was eine Frau meiner Art

bei solcher Schmach zu beginnen vermag!« (751). Als er am nächsten Morgen spurlos verschwunden ist, wird die Marquise daher und aufgrund der Aussagen mehrerer Zeugen des Mordes angeklagt.

Der Clou des Hoffmannschen Textes ist nun, dass der Mord, der durch die Lebensgeschichte und die situative Affektivität der Marquise (in der die Lebensgeschichte gleichsam reaktualisiert erscheint) so ausführlich und auch so plausibel begründet scheint, gar nicht stattgefunden hat. Zunächst allerdings wird der Leser mit all jenen Indizien und Aussagen konfrontiert, die nur als zwingende Beweise der Schuld der Marquise lesbar erscheinen: Die Tochter will die Mutter beim Waschen blutiger Tücher gesehen haben; eine Magd berichtet, den Mord mitangesehen zu haben; es gibt Aussagen über nächtliche Geräusche, das Knallen eines Gewehrshots und flehentliche Bitten um Gnade etc. Dass die narrative Anordnung des Wissens den Leser in eine falsche Richtung lenkt, wird spätestens klar, als der ermordet geglaubte Marquis sich dem Gericht stellt, um die Marquise von der Anklage zu entlasten. In geradezu satirischer Weise wird im letzten Drittel der Erzählung beschrieben, wie das Gericht, das sich an die narrative Plausibilität der Version von der Marquise als Mörderin klammert, lange nicht bereit ist, im Marquis nicht ein Gespenst, sondern tatsächlich den Marquis anzuerkennen. Als dies geschieht, muss das Gericht schließlich gegen sich selbst vorgehen und ermitteln, wie es zu den Zeugenaussagen kommen konnte, die die Marquise so schwer belastet hatten – wobei sich herausstellt, dass die so naheliegende Verknüpfung von dem offensichtlichen Hass der Marquise auf ihren Mann, ihrer Drohung gegen ihn und seinem plötzlichen Verschwinden sowie die Verhörmethoden des auf diese Version fixierten Untersuchungsrichters hierfür verantwortlich sind. Die Geschichte endet mit der Nachricht, dass die Marquise ins Kloster geht und der Marquis wenig später im Kriege den Tod findet.

Narrative Informationen lesen

Hoffmann spielt in diesem, wie in vielen anderen Texten, mit der Anordnung, der Verteilung und den Lücken der narrativen Information (s. Kap. IV.8). Der Leser ist – gerade in der Passage, in der die Indizien des vorgeblichen Mordes erzählt werden – in einer paradoxen Position. Einerseits kennt er – im Gegensatz zum Untersuchungsrichter – die gesamte äußere und innere Lebensgeschichte der Verdächtigen, von der man annehmen muss, dass sie als *Vorge-*

schichte erzählt wurde und insofern einen Wissensvorsprung impliziert. Andererseits wird der Leser ganz hineingenommen in den laufenden Prozess der Detektion und in die Frage, war sie es oder nicht? In Bezug auf die Aufklärungsarbeit wird der Leser ganz auf der Höhe des Wissens der Untersuchungsinstanz gehalten, die auch für die Beteiligten die Grenze des Wissens bildet. Von dieser doppelten Position aus Wissen und Nicht-Wissen aus beobachtet der Leser den Prozess der Detektion und muss selbst entscheiden, wie und ob er sein Mehr-Wissen zur Geltung bringt, ob die Lebensgeschichte für oder gegen die Tat, für oder gegen die Plausibilität der Zeugenaussagen spricht. Korrespondierend zu der so generierten Leserposition, in der Spuren, Zeichen, Geständnisse und Lebensgeschichte gelesen und miteinander abgeglichen werden müssen, ist mit der Figur des Untersuchungsrichters Bonnet, der eben all dies nicht tut, sondern sich mit (buchstäblicher) Gewalt an die Version von der Marquise als Mörderin klammert, ein »Anti-Detektiv« (Liebrand 2011, 19) gesetzt, der – ex negativo – jene Detektivfigur vorwegnimmt, die man in Hoffmanns *Das Fräulein von Scuderi* immer vergeblich gesucht hat.

Phantasie: Verbrechen und Lebensgeschichte

Die Kopplung von Lebensgeschichte und Verbrechen ist sowohl die Leistung der Novellistik wie der Kriminalpsychologie Ende des 18. Jh.s wie dann auch der strafrechtlichen Praxis (s. Kap. III.16). Die Kriminalpsychologie, wie sie Johann Christian Gottlieb Schaumann (1792, 18) entwirft, fordert, der Richter solle »in das vorhergehende Leben desselben [des Inquisiten], soweit er kann, zurückgehen, und sich von allen Umständen und Verhältnissen, wo und wie genau es nur möglich ist, unterrichten«. Und in einem Handbuch für »Justiz-Beamte und deren Gehülfen« heißt es: Der Inquisitor studiere »den Charakter des Inquisiten; und suche sich deswegen mit der Geschichte seines Lebens, seiner Erziehung u. s. w. bekannt zu machen« (Bolley 1809, 137). Und selbst in den Debatten um die Unzurechnungsfähigkeit, in die Hoffmann selbst intensiv verwickelt ist, geht es, ausgehend vom psychischen Zustand des Delinquenten im *Augenblick* der Tat, immer mehr um den Einbezug der *Lebensgeschichte* und die Frage, ob die in Frage stehende Tat zum Leben des Täters passt oder nicht (vgl. Lehmann 2005, 236 ff.; s. Kap. III.18). Die bereits in den strafrechtlichen Debatten diskutierte Problematik, dass die Lebensgeschichte doppelt lesbar ist, macht Hoffmann nun zum Kern

seiner Erzählung. Der Präsentation der Lebensgeschichte im Kontext des Kriminalfalls und in der Position als Vorgeschichte auf der einen Seite steht die Aussage der Marquise selbst gegenüber: »denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, so sei es Wahnsinn, sie solch einer gräßlichen Tat für fähig zu achten« (DKV III, 755). So bringt Hoffmann die um 1800 etablierte kriminalpsychologische, juristische und kriminalnovellistische Kopplung von Lebensgeschichte und Tat »in die Schwebe eines Spiels« (Lehmann 2005, 247). Die Lücke zwischen Leben und Tat, die Hoffmann in dieser Geschichte eröffnet und die er zugleich in einer ganzen Serie von Lücken in der Narration, sei es auf der Ebene der Figuren, sei es auf der Ebene der Erzählerrede, der unsicheren Lesbarkeit aussetzt (vgl. Liebrand 2011), ist nie wirklich zu schließen. In ihr öffnet sich jener – immer auch phantasmatische Raum – aus Spurenlesen und Zeichendeutung, aus Wahrscheinlichkeitshypothesen und narrativen Konstruktionen, aus dem auch noch die Kriminalerzählungen von Edgar Allan Poe und Arthur Conan Doyle hervorgehen werden, aber dann so, dass die Detektion nicht nur Sache des Lesers, sondern zugleich *Arbeit* des Detektivs ist (vgl. Niehaus 2003, 373 ff.).

Literatur

- Achermann, Eric: »Die Marquise de la Pivardiere (Nach Richer's Causes Célèbres)«. In: Detlef Kremer (Hg.): *E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung*. Berlin/New York 2010, 231–236.
- Bolley, Heinrich Ernst Ferdinand: *Theoretisch-praktische Anweisung zum Verfahren in Straf-Sachen*. Stuttgart 1809.
- Franz, Carl Wilhelm: *Geschichte des Herrn de la Pivardiere*. In: Ders.: *Gayot von Pitaval, sonderbare und merkwürdige Rechtsfälle, umgearbeitet und vermehrt von Herrn Richer, deutsch herausgegeben von Carl Wilhelm Franz*. Dritter Theil. Jena 1783, 1–144.
- Lehmann, Johannes F.: *Lebensgeschichte und Verbrechen*. E. T. A. Hoffmanns »Die Marquise de la Pivardiere« und die Gattungsgeschichte der Kriminalerzählung. In: *Schiller-Jb.* 49 (2005), 228–253.
- Liebrand, Claudia: *Poesis der Lücke*. Hoffmanns »Marquise de la Pivardiere«. In: *Hoffmann-Jb.* 19 (2011), 7–20.
- Meißner, August Gottlieb: *Blutschänder, Feueranleger und Mörder zugleich, den Gesetzen nach, und doch ein Jüngling von edler Seele*. Brief eines Predigers. In: Ders.: *Skizzen* [1778]. Erste und zweyte Sammlung. Dritte gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Mannheim 1800, 86–105.
- Niehaus, Michael: *Das Verhör. Geschichte, Theorie, Fiktion*. München 2003.
- Schaumann, Johann Christian Gottlieb: *Ideen zu einer Kriminalpsychologie*. Halle 1792.
- Toggenburger, Hans: *Die späten Almanach-Erzählungen*. E. T. A. Hoffmanns. Bern u. a. 1983.
- Witt, Tobias: *Die Generationen am Ende der Goethezeit*. Zu E. T. A. Hoffmanns »Die Marquise de la Pivardiere« und Wilhelm Hauffs »Die Sägerin«. In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 32 (1999), 1–17.
- Johannes F. Lehmann

9.4 Die Irrungen. Fragment aus dem Leben eines Fantasten (1820). Die Geheimnisse. Fortsetzung des Fragments aus dem Leben eines Fantasten: die Irrungen (1821)

Entstehung, Quellen, Forschung

Die beiden Erzählungen sind erstmals im *Berlinischen Taschen-Kalender* erschienen, *Die Irrungen* 1820 und *Die Geheimnisse* im Folgejahr 1821. Über die Entstehung des ersten »Fragments« ist wenig bekannt, weil sich dazu keine Äußerungen Hoffmanns finden; lediglich der ungefähre Entstehungszeitraum kann bestimmt werden. Zu Beginn des Jahres 1820 arbeitete er überwiegend an der *Prinzessin Brambilla*; weshalb für *Die Irrungen* die Zeitspanne kurz vor der Abgabefrist im Juni 1820 als intensive Produktionsphase in Betracht kommt. Die Fortsetzung folgte ein Jahr später. Es heißt in der Schlussbemerkung der *Geheimnisse*: »Geschrieben im Junius 1821« (DKV V, 568). Zu den genauen Beweggründen der Textproduktion ist nichts bekannt, so dass über Hoffmanns Motivation bezüglich der *Irrungen* ausführlich spekuliert wurde. Für Julius Eduard Hitzig gilt beispielsweise der Aufstand der Griechen ab 1821 als möglicher Auslöser für die Abfassung der Erzählung, was jedoch zeitlich nicht stimmig ist. Weit eher sind für Hoffmann allgemeine Kenntnisse über Griechenland von Bedeutung: Er zieht hierfür als Quellen Jakob Ludwig Salomo Bartholdys *Bruchstücke zur nähern Kenntniß des heutigen Griechenlands, gesammelt auf einer Reise* (1805) und Charles Sonnini de Manoncourts *Voyage en Grèce et en Turquie* (1801) heran. Ebenso greift er auf sein Wissen über den Magnetismus und die Kabbala zurück, wobei für letztere insbesondere *Le comte de Gabalis* (1670) von Abbé Nicola Pierre Henri Montfaucon de Villars berücksichtigt werden muss.

Von Hoffmann selbst gibt es nur einen ungesicherten Kommentar hinsichtlich der möglichen Wirkung seiner beiden Erzählungen. Darin heißt es, er bereue die Veröffentlichung mancher Werke in be-

sagtem Taschenkalender; sie habe seinem Ruf geschadet (vgl. Hitzig 1986, 445). Allerdings muss an der Echtheit dieser Aussage gezweifelt werden: Zum einen wird sie nämlich von Hitzig wiedergegeben, und zum anderen stehen der vermeintlichen negativen Einschätzung Hoffmanns die strukturelle Komposition wie inhaltliche Komplexität der beiden Erzählungen entgegen (vgl. Lehmann 2010, 358).

Bis heute wurden sowohl *Die Irrungen* als auch *Die Geheimnisse* in der literaturwissenschaftlichen Forschung eher vernachlässigt. Beide wurden lange Zeit als Trivilliteratur betrachtet, vor allem wegen der aufgelösten Erzählchronologie, der angeblich fehlenden Originalität und der Einarbeitung von phantastischen Inhalten in konkrete Realitätszustände des damaligen Berlins (vgl. Kommentar DKV V, 1068). Zum Beispiel bezeichnet Müller-Seidel (1965, 822) beide Texte als »Literatur, die das Triviale streift«. Erst in jüngerer Zeit ist ein Umschwung zu bemerken: So werden die *Irrungen/Geheimnisse* als eines der »brillantesten Feuerwerke [...] Hoffmannscher Prosa« (Toggenbrügger 1983, 232) bewertet. Weiterhin wird die narrative Struktur hervorgehoben, die bereits auf moderne Schreibverfahren vorausweist, weil es keine stringente Erzählchronologie und keinen souveränen Erzähler mehr gibt (vgl. Loquai 1990, 183 ff.) und Herausgeberfiktion und in dem ständigen Perspektivenwechsel kommt auch das (selbst)ironisch-parodistische Potenzial der Texte zum Vorschein, das sich zum einen auf den Schreibprozess richtet und zum anderen auf die Figur des Protagonisten, die sich als »eine Karikatur des ›wahren‹ Fantasten« (Kommentar DKV V, 1071) erweist. Deterding (2003, 45, 51) kritisiert hingegen den »totalen Eingriff des Autors« und betont die narrativen Mängel, worunter die »poetische Substanz der Erzählung« leidet. Gleichzeitig weist er in beiden Texten auf die intertextuellen Bezüge auf andere Hoffmann-Texte wie den *Kater Murr* hin (vgl. ebd., 59 ff.). Mittlerweile richtet sich das Interesse vor allem auf den Bereich der Geheimwissenschaften: auf die Golem-Thematik (vgl. Goodman-Thau 1999, 119 f.), den Zusammenhang von Kabbala, Sprache und Poetologie (vgl. Kilcher 1998, 323 ff.) und den von Schrift, Identitätsbildung und kabbalistischer Mysterien, wobei hier der Fokus auf der »Lesbarkeit des Selbst« (Lehmann 2006, 8) liegt. Trotz allem sind einige Aspekte bis jetzt eher marginal oder noch gar nicht behandelt worden. Dies trifft auf die psychische Konstitution des Protagonisten, den Geheimnis-Komplex und deren Zusammenspiel zu, bei dem

besonders der wissenschaftliche Kontext eine Rolle spielt.

Inhalt

Die beiden Erzählungen handeln von den geheimnisvollen Verstrickungen zwischen einer griechischen Fürstin, ihrem Magus, einem ehemaligen Brandenburger Kanzleisekretär namens Irenäus Schnüpselpold, und dem Protagonisten Baron Theodor von S. Letzteren ziehen die geheimnisvollen Begebenheiten in den Bann, da ausgerechnet er der vorhergesehene Bräutigam der Griechin sein soll. Allerdings beruht diese Annahme auf einer Intrige des Magus, die für Theodor in Form eines Geheimnisses inszeniert wird, um ihn als Spielfigur für die eigenen Machenschaften einsetzen zu können. Der Baron wird also aufgrund des Vorhabens des Magus in das Geschehen verwickelt: Das Horoskop der Fürstin verheißt ihr, einen griechischen Freiheitskämpfer namens »Teodoros« zu heiraten, was der heimtückische Magus aus selbstsüchtigen Gründen verhindern will, da ihm selbst laut dieser Prophezeiung ein Unglück drohe, weswegen er versucht, der Griechin – unter anderem mittels kabbalistischer Praktiken – Theodor als den »wahren« Heiratskandidaten unterzuschieben und so dem eigenen Schicksal zu entgehen. Daher muss Theodor in den *Irrungen* glaubhaft gemacht werden, er sei der gesuchte Mann für die Griechin. Der Magus inszeniert für den Baron ein undurchsichtiges, rätselhaft erscheinendes Geschehen, hinter dem er seine Intrige verbirgt, damit er Theodor für die eigenen Zwecke manipulieren kann – was der Leser aber erst in den *Geheimnissen* erfährt. Theodor soll sich in die Griechin verlieben, und sie soll ihn als den wahren Bräutigam erkennen. Um Theodor in den Bann zu ziehen, schiebt der Magus ihm die blaue Brieftasche der Fürstin unter, in der sich verschiedene persönliche Utensilien und ein Schriftstück befinden. Jedoch gerät die Brieftasche bei Theodor unbeachtet in Vergessenheit. Er wird erst durch ein Zeitungsinserat, das vom Magus verfasst und Teil der Intrige ist, darauf erneut aufmerksam, in dem er sich als Finder der Brieftasche wiedererkennt. Darin heißt es, »dem geschätzten Finder [erschließe] sich dann ein anmutiges Geheimnis« (DKV V, 461), wenn dieser dem Besitzer das Fundstück zurückbringt. Als der Baron daraufhin die Brieftasche wieder hervorholt und untersucht, wirkt sich die Anziehungskraft der geheimnisvollen Gegenstände auf ihn aus: Er liest das »Blättlein aus der Brieftasche« (466), worin die Fürstin von ihrem Le-

E. T. A. Hoffmann

Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

Christine Lubkoll /
Harald Neumeyer (Hg.)

Verlag J. B. Metzler

Die Herausgeber/in

Christine Lubkoll und Harald Neumeyer sind Professor/innen
für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg.



Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02523-4

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2015 J. B. Metzler Verlag GmbH
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart (Foto: picture alliance/akg-images)
Satz: Claudia Wild, Konstanz, in Kooperation mit primustype Hurler GmbH
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell · www.koeselbuch.de

Printed in Germany
Verlag J. B. Metzler, Stuttgart